



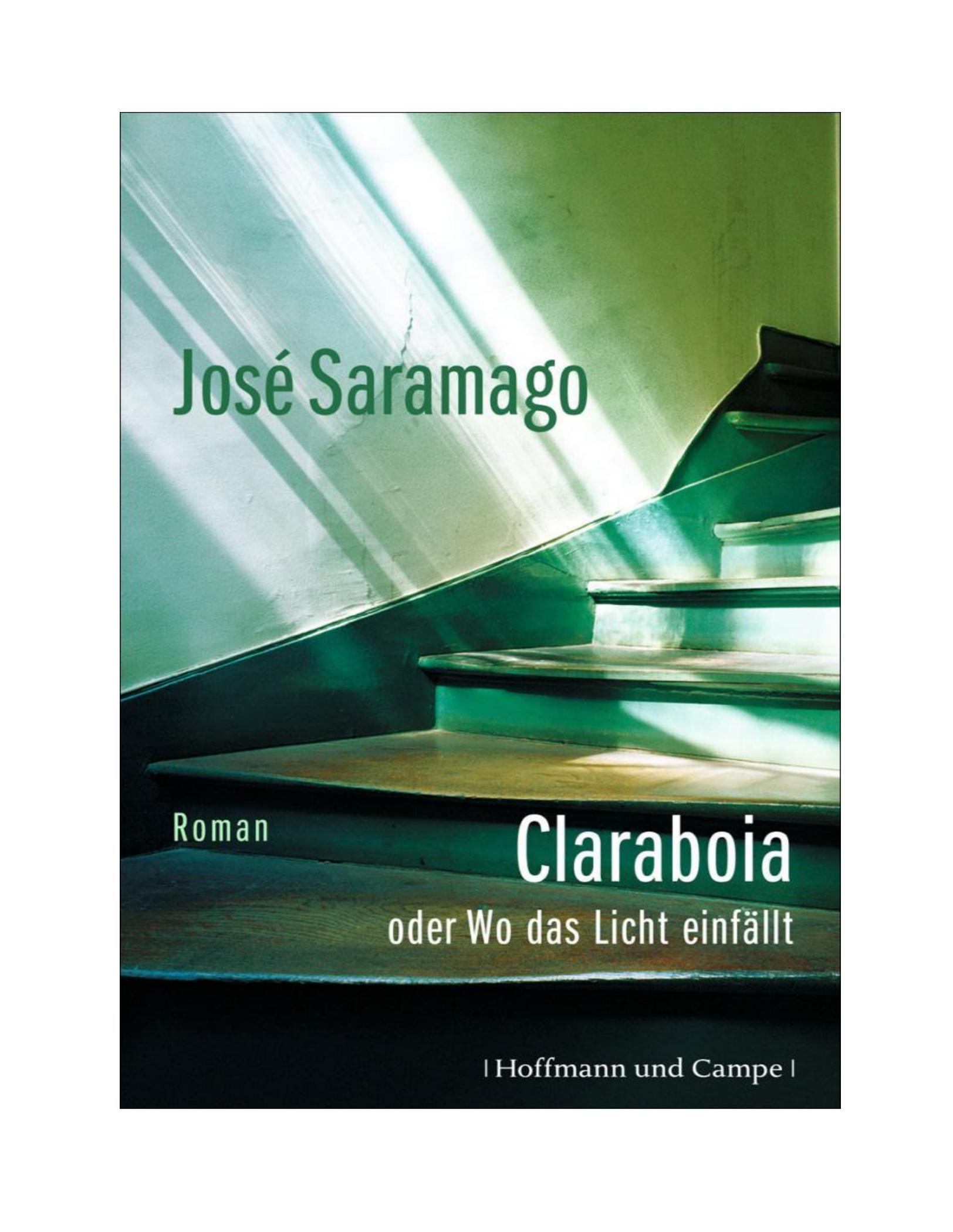
José Saramago

Roman

Claraboia

oder Wo das Licht einfällt

| Hoffmann und Campe |



José Saramago

Roman

Claraboia
oder Wo das Licht einfällt

| Hoffmann und Campe |



José Saramago

Claraboia oder Wo das Licht einfällt

Roman

*Aus dem Portugiesischen von Karin von Schweder-
Schreiner*

Hoffmann und Campe

Das einst verlorengegangene und wiedergefundene Buch

Saramago war gerade dabei, sich zu rasieren, da klingelte das Telefon. Er hielt den Hörer an die nicht eingeseifte Seite und sagte nicht viel: »Tatsächlich? Das kommt überraschend. Machen Sie sich keine Umstände, ich bin in einer knappen halben Stunde da.« Er legte auf. So schnell war er noch nie im Bad fertig. Dann sagte er zu mir, er wolle einen Roman abholen, den er Ende der vierziger, Anfang der fünfziger Jahre geschrieben habe und der seitdem verschollen gewesen sei. Als er zurückkam, hatte er *Claraboia* unter dem Arm, das heißt einen Stapel mit der Maschine beschriebener Blätter, weder vergilbt noch beschädigt, vielleicht weil die Zeit dem Manuskript gegenüber mehr Respekt bewiesen hatte als die Menschen, denen es 1953 zugegangen war. »Es wäre dem Verlag eine Ehre, das bei einem Umzug gefundene Werk zu veröffentlichen«, sagte man zu José Saramago in jenen Tagen des Jahres 1988, als er die letzten Seiten von *Das Evangelium nach Jesus Christus* schrieb. »Nein danke, jetzt nicht«, antwortete er und verließ den Verlag mit dem wiedergefundenen Roman und endlich der Antwort, die man ihm siebenundvierzig Jahre zuvor, als er einunddreißig und voller Träume war, verweigert hatte. Das damalige

Verhalten des Verlags hatte ihn in leidvolles, unabänderliches, Jahrzehnte währendes Schweigen versinken lassen.

»Das einst verlorengegangene und wiedergefundene Buch«, so wurde *Claraboa* bei uns genannt. Alle, die den Roman lasen, versuchten den Autor davon zu überzeugen, dass er ihn veröffentlichen müsse, doch José Saramago weigerte sich beharrlich und sagte, zu seinen Lebzeiten werde das Buch nicht erscheinen. Mit keiner weiteren Begründung als der so oft schriftlich und mündlich benannten Richtschnur seines Lebens: Niemand ist verpflichtet, einen anderen zu lieben, aber wir alle sind verpflichtet, einander zu achten. Nach dieser Logik befand Saramago, kein Verlag sei verpflichtet, die dort eingereichten Manuskripte zu veröffentlichen, wohl aber habe er die Pflicht, dem eine Antwort zu geben, der Tag für Tag, Monat für Monat ungeduldig, ja sogar ruhelos darauf wartet, denn das eingereichte Buch, das Manuskript, ist mehr als ein Stapel Blätter, darin steckt ein ganzer Mensch mit seiner Intelligenz und seiner Sensibilität. Wir fürchteten, dass die Demütigung, die es für den jungen Saramago bedeutet hatte, nicht einmal ein paar schlichte Zeilen erhalten zu haben: ein kurzes, förmliches »Unsere Programmplanung ist abgeschlossen«, jedes Mal wieder aufbrechen würde, sobald die Rede auf das Buch käme. Also drängten wir nicht weiter zu einer Veröffentlichung. Auf diese alte Verletzung führten wir es zurück, dass er das Manuskript einfach zwischen tausend anderen Papieren auf

seinem Schreibtisch liegen ließ. José Saramago las *Claraboia* nicht, vermisste das Manuskript auch nicht, als ich es wegbrachte, um es in Leder binden zu lassen, und fand, ich übertreibe, als ich es ihm schenkte. Dennoch wusste er – denn er war der Autor –, dass es nicht schlecht war, dass einige Themen in seinem künftigen literarischen Werk wiederkehrten und dass sich schon andeutete, was sich später zu voller Blüte entfaltete: seine ganz eigene Erzählstimme.

»Alles kann auch anders erzählt werden«, sagte Saramago, nachdem er Wüsten durchquert und stürmische Meere überwunden hatte. Wenn wir diese Aussage akzeptieren, müssen wir, nachdem alle Fakten und Vermutungen offengelegt wurden, Zeichen interpretieren und seine Besessenheit im Licht eines erfüllten, engagierten und von dringendem Mitteilungsbedürfnis geprägten Lebens verstehen. »Sterben heißt, da gewesen zu sein und nicht mehr da zu sein«, sagte José Saramago. Und es ist wahr, er ist gestorben und nicht mehr da, doch dort, wo *Claraboia* veröffentlicht wurde, in Portugal und Brasilien, den Ländern seiner Muttersprache, geht auf einmal ein neues Buch von Hand zu Hand, und die Menschen unterhalten sich abermals bewegt und überrascht über die Lektüre. Man entdeckt, dass Saramago noch ein Buch geschrieben hat, einen Roman von enormer Frische, der unsere Gefühle anspricht und uns begeisterte und staunende Ausrufe entlockt, und wir begreifen, endlich begreifen wir, dass dies das Geschenk ist, das der Autor

hinterlassen wollte, um weiterhin dabei zu sein, nachdem er ja nun endgültig nicht mehr da ist. Unermüdlich hört man: Dieses Buch ist ein Juwel, wie ist es möglich, dass ein junger Mann von Ende zwanzig mit solcher Reife, solcher Sicherheit schreiben konnte, die bereits literarische Ambitionen verrät sowie seinen Arbeitsplan und sein Einfühlungsvermögen so deutlich erkennen lässt? Ja, diese Fragen stellen sich die Leser. Woher nahm Saramago die Weisheit, die Fähigkeit, Figuren so subtil und mit so sparsamen Mitteln zu charakterisieren, harmlose und ebenso tiefsinnige wie allgemeingültige Situationen zu schildern, Grenzen auf so brutal gelassene Art zu überschreiten? Ein junger Mann, wir erinnern uns, noch keine dreißig Jahre alt, der nicht die Universität besucht hat, Sohn und Enkel von Analphabeten, Mechaniker von Beruf, dann Büroangestellter, der es wagt, den Kosmos, den ein Mietshaus bildet, mit seinem eigenen Kompass und mit Pessoa, Shakespeare, Eça de Queirós, Diderot und Beethoven als freundlichen Begleitern zu erkunden. Dies ist der Eintritt in das Universum Saramago, so wurde es schon damals umrissen.

In *Claraboia* finden sich Saramagos männliche Figuren wieder, der einfach H Genannte aus *Das Handbuch der Malerei und der Kalligraphie*, Ricardo Reis aus *Das Todesjahr des Ricardo Reis*, Raimundo Silva aus *Geschichte der Belagerung von Lissabon*, Dom José aus *Alle Namen*, der Musiker aus *Eine Zeit ohne Tod*, Kain, Jesus Christus, Cipriano Algor, all die wortkargen, einsamen, freien

Männer, die eine Liebesbegegnung brauchen, um für einen Augenblick ihr konzentriertes und introvertiertes Dasein zu durchbrechen.

Auch Saramagos starke Frauen werden in *Claraboia* sichtbar. Wenn der Autor sich an den weiblichen Figuren delectiert, zeigt sich seine Fähigkeit, gegen Regeln zu verstoßen, besonders deutlich und unverhohlen: Lídia, von einem Geschäftsmann ausgehalten, erteilt diesem eine Lektion in Würde, es geht um lesbische Liebe, die tradierte Unterwürfigkeit, die sich im Schoß der Familie als pathetisch erweist, die unerträgliche gesellschaftliche Verurteilung, Vergewaltigung, Trieb, die Kraft, sich zu behaupten, die Beschränktheit der kleinen Lebensverhältnisse und die Ehrlichkeit, die in manchen Figuren steckt, auch wenn sie es leid sind, so viel Mangel und Unglück zu ertragen.

Claraboia ist ein Roman, der von seinen Charakteren lebt. Er spielt in Lissabon Anfang der fünfziger Jahre, als der Zweite Weltkrieg beendet ist, nicht aber die Salazar-Diktatur, die wie ein Schatten oder ein Schweigen über allem liegt. Es ist kein politischer Roman, folglich wäre es falsch, zu glauben, er sei der strengen Zensur zum Opfer gefallen und deshalb seinerzeit nicht veröffentlicht worden. Allerdings hat angesichts der damals herrschenden Fügsamkeit zu der Entscheidung, das Buch nicht zu veröffentlichen, fraglos Folgendes beigetragen: Es ist ein Roman, der geltende Werte missachtet, in dem die Familie kein Synonym für Heim ist, sondern für Hölle, wo der

äußere Schein mehr zählt als die wahre Realität, wo gewisse Utopien, die zunächst löbliche Ziele zu sein scheinen, ein paar Seiten weiter relativiert werden und wo die Misshandlung von Frauen ausdrücklich verurteilt wird oder ganz selbstverständlich von gleichgeschlechtlicher Liebe die Rede ist, zwar unter Beklemmung von der betreffenden Figur geäußert, doch ohne Verurteilung seitens des Autors. Allzu stark, allzu gewagt, aus der Feder eines Unbekannten, viel zu mühselig, es gegenüber der Gesellschaft zu verteidigen, gemessen daran, wie wenig man damit verdienen würde. Wahrscheinlich blieb das Buch deshalb liegen, ohne ein verbindliches Ja, ohne ein Nein, das auch für die Zukunft gegolten hätte. Vielleicht, und damit wenden wir uns wieder der Spekulation zu, hat man es für später liegen lassen, wenn die Zeiten sich geändert hätten, ohne zu ahnen, dass es Jahrzehnte dauern würde, bis die sogenannte politische Öffnung allmählich erkennbar wurde. In der Zwischenzeit gingen und kamen Generationen und mit ihnen das Vergessen. In der Welt und im Verlag. Auch José Saramago hatte eine andere Beschäftigung, er arbeitete als Lektor, hatte sein Schweigen und seine Einsamkeit überwunden und bereitete sich darauf vor, weitere Bücher zu schreiben.

Das Leben war nicht einfach für José Saramago. Zu der Kränkung, von dem Verlag keine Antwort zu *Claraboa* erhalten zu haben, das er spätabends nach anstrengenden Arbeitstagen in prekären Beschäftigungen geschrieben hatte, kamen weitere Brüskierungen, weil er unbekannt

war, nicht studiert hatte, nicht der Elite angehörte – wichtige Faktoren in einer kleinen Gesellschaft wie der Lissabons in den fünfziger und sechziger Jahren. Seine späteren Kollegen machten sich über ihn lustig, weil er stotterte, und wegen dieses Problems, das er überwinden konnte, blieb er immer zurückhaltend; das große Wort überließ er anderen, er beobachtete und lebte fest verankert in seiner inneren Welt, vielleicht konnte er deshalb so viel schreiben. Nachdem er *Claraboia* eingereicht hatte, vergingen zwanzig Jahre, bis er wieder etwas veröffentlichte. Er machte einen Neuanfang mit Lyrik – *Os Poemas Possíveis* und *Provavelmente Alegria* –, der dritte Band, *O Ano de 1993*, schlägt bereits eine Brücke zum Erzählen. Des Weiteren zwei Bücher mit Zeitungsschroniken, die Kurzprosa sind. Auch *Claraboia* kommt darin vor, obgleich niemand wusste, dass dieser Roman existierte, aufgespart für den Zeitpunkt, da er dem Leser mehr bedeuten würde als nur ein verlorengegangenes Buch.

Claraboia ist das Geschenk, das Saramagos Leser verdienen. Damit schließt sich nicht etwa eine Tür, im Gegenteil, sie wird weit geöffnet, damit man sein Werk noch einmal liest, nun im Licht und aus der Perspektive dessen, was der Schriftsteller als junger Mann schon sagte. *Claraboia* ist das Tor zu Saramago und wird für jeden Leser eine Entdeckung sein. Als schlosse sich nun ein Kreis. Als gäbe es den Tod nicht.

Pilar del Río, Präsidentin der Fundação José Saramago

Claraboia oder Wo das Licht einfällt

*In Erinnerung an Jerónimo Hilário, meinen
Großvater*

*In allen Seelen, wie in allen Häusern,
ist etwas hinter der Fassade verborgen.*

Raul Brandão

1

Durch die Schleier, die in seinem Schlaf wehten, vernahm Silvestre erstes Klappern von Geschirr, und er hätte schwören können, dass Lichter durch die großen Maschen der Schleier schimmerten. Er wollte schon ärgerlich werden, doch plötzlich wurde ihm bewusst, dass er gerade erwachte. Er blinzelte ein paarmal, gähnte, blieb regungslos liegen und spürte, wie der Schlaf langsam wich. Mit einem Ruck setzte er sich im Bett auf. Reckte sich, sodass die Gelenke in den Armen ordentlich knackten. Unter dem Unterhemd schoben sich die Rückenmuskeln zitternd hin und her. Er hatte einen kräftigen Oberkörper, kräftige, feste Arme und über den Schulterblättern starke Muskelstränge. Diese Muskeln brauchte er für sein Schusterhandwerk. Seine Hände waren wie versteinert, die Haut auf den Handinnenflächen so dick, dass man sie mit Nadel und Faden durchstechen konnte, ohne dass es blutete.

Mit einer langsamen Drehung schwenkte er die Beine aus dem Bett. Die dünnen Schenkel und die Kniescheiben, inzwischen weiß, weil die Hosenbeine die Härchen abscheuerten, machten Silvestre zutiefst traurig. Sein Oberkörper erfüllte ihn mit Stolz, keine Frage, doch auf

seine Beine war er wütend, so mickrig, kaum zu glauben, dass es seine waren.

Während er lustlos seine auf dem Teppich ruhenden nackten Füße betrachtete, kratzte er sich den graumelierten Kopf. Dann fuhr er sich mit der Hand übers Gesicht, betastete die Knochen und den Bart. Unwillig stand er auf und ging ein paar Schritte durchs Schlafzimmer. Er bot einen etwas sonderbaren Anblick: in Schlüpfer und Unterhemd auf langen, stelzenartigen Beinen, der Haarschopf wie mit Pfeffer und Salz gesprenkelt, die große Hakennase und dann der mächtige Rumpf, den die Beine kaum tragen konnten.

Er suchte nach der Hose, fand sie aber nicht. Den Hals zur Tür hin gereckt, rief er:

»Mariana! He, Mariana! Wo ist meine Hose?«

(Stimme von drinnen:)

»Kommt gleich!«

Marianas Gang verriet, dass sie dick war und sich nicht schnell bewegen konnte. Silvestre musste eine ganze Weile warten, und er wartete geduldig. Seine Frau erschien in der Tür.

»Hier ist sie.«

Sie trug die Hose zusammengelegt über dem rechten Arm, einem Arm, der dicker war als Silvestres Beine, und sprach weiter:

»Ich weiß nicht, was du mit den Hosenknöpfen machst. Jede Woche ist einer weg. Wie es aussieht, muss ich sie wohl in Zukunft mit Draht annähen ...«

Marianas Stimme war so füllig wie sie selbst. Und so offen und gutmütig wie ihre Augen. Sie dachte nicht im Entferntesten, dass sie etwas Witziges gesagt hatte, aber ihr Mann lachte mit allen Falten seines Gesichts und den wenigen Zähnen, die er noch besaß. Er nahm die Hose entgegen, zog sie unter dem nachsichtigen Blick seiner Frau an und war zufrieden, denn angezogen wirkte sein Körper besser proportioniert. So eitel Silvestre bezüglich seines Körpers war, so gleichgültig war Mariana gegenüber dem, was die Natur ihr zugestanden hatte. Keiner von beiden machte sich über den anderen Illusionen, und sie wussten sehr wohl, dass das Feuer der Jugend für immer erloschen war, doch sie liebten sich so zärtlich wie vor dreißig Jahren, als sie geheiratet hatten. Vielleicht war ihre Liebe jetzt sogar größer, weil sie nicht mehr von realer oder imaginärer Vollkommenheit zehrte.

Silvestre folgte seiner Frau in die Küche. Er verschwand im Badezimmer und kam zehn Minuten später frisch gewaschen heraus. Gekämmt hatte er sich nicht, denn es war unmöglich, den Schopf zu bändigen, der auf seinem Kopf buchstäblich thronte – der »Bootsschrubber«, wie Mariana ihn nannte.

Die beiden Kaffeeschalen auf dem Tisch dampften, in der Küche roch es angenehm frisch und sauber. Marianas runde Wangen glänzten, und ihr ganzer voluminöser Körper bebte und schwankte, während sie sich in der Küche bewegte.

»Du wirst immer dicker, Frau!«

Silvestre lachte. Mariana lachte mit. Wie zwei Kinder, genau so. Sie setzten sich an den Tisch. Tranken langsam den heißen Kaffee, schlürften laut, nur zum Spaß. Wer konnte lauter schlürfen?

»Also, was machen wir?«

Nun lachte Silvestre nicht mehr. Auch Mariana wurde ernst. Selbst ihre Wangen wirkten weniger rosig.

»Ich weiß nicht. Du entscheidest.«

»Ich hab's schon gestern gesagt. Die Sohlen werden immer teurer. Die Kunden jammern, dass ich zu viel verlange. Aber es sind die Sohlen ... Ich kann doch nicht zaubern. Ich sag immer, sie sollen mir mal jemand zeigen, der günstiger arbeitet. Und trotzdem jammern sie noch ...«

Mariana unterbrach ihn. So kamen sie nicht weiter. Mit der Frage Untermieter ja oder nein: Damit mussten sie sich jetzt befassen.

»Ja, schlecht wär es nicht. Es würde uns helfen, die Miete zu zahlen, und wenn es ein alleinstehender Mann ist und du machst ihm die Wäsche, dann kommen wir zurecht.«

Mariana kippte den Rest süßen Kaffee aus der Schale und antwortete:

»Also, mir soll's recht sein. Immerhin wär es eine Hilfe ...«

»Ja, eben. Aber dass wir wieder untervermieten, nachdem wir die Dame los sind ...«

»Es nützt ja nichts! Wenn es ein freundlicher Mensch ist ... Ich vertrag mich mit allen, wenn die sich mit mir

vertragen.«

»Dann versuchen wir es noch mal ... Ein alleinstehender Mann, der nur zum Schlafen kommt, so einen brauchen wir. Gleich heute Nachmittag gebe ich die Anzeige auf.« Noch auf dem letzten Stück Brot kauend, erhob Silvestre sich und erklärte: »So, ich gehe arbeiten.«

Er schlurfte wieder ins Schlafzimmer und wandte sich zum Fenster. Er zog den Vorhang zurück, der einen kleinen Teil des Zimmers abtrennte. Dort befand sich ein Podest, und darauf stand sein Arbeitstisch. Pfrieme, Leisten, Garn, Dosen mit kleinen Nägeln, Sohlen- und Lederabschnitte. In einer Ecke das Päckchen französischer Tabak und die Streichhölzer.

Silvestre öffnete das Fenster und warf einen Blick hinaus. Nichts Neues. Wenige Menschen gingen vorbei. Nicht weit entfernt pries eine Frau Saubohnen an. Silvestre konnte sich nicht erklären, wovon die Frau lebte. Niemand in seiner Bekanntschaft aß Saubohnen, er selbst hatte sie seit mehr als zwanzig Jahren nicht gegessen. Andere Zeiten, andere Sitten, andere Speisen. Nachdem er das Problem mit diesen Worten zusammengefasst hatte, setzte er sich. Er öffnete das Tabakpäckchen, fischte das Zigarettenpapier aus dem Wust von Dingen, mit dem der Arbeitstisch vollgestopft war, und drehte sich eine Zigarette. Er musste ein paar Vorderkappen flicken, eine Arbeit, bei der immer sein ganzes Können gefragt war.

Ab und zu warf er einen Blick nach draußen. Nach und nach wurde es heller, obwohl der Himmel noch bedeckt

war und ein leichter Dunst die Konturen der Menschen und Dinge verwischte.

Aus den vielfältigen Geräuschen, die inzwischen das Haus erfüllten, hörte Silvestre das Klappern von Absätzen auf der Treppe heraus. Er erkannte es sofort. Als die Haustür geöffnet wurde, beugte er sich hinaus.

»Guten Morgen, Fräulein Adriana!«

»Guten Morgen, Senhor Silvestre.«

Die junge Frau blieb unter dem Fenster stehen. Sie war klein und trug eine Brille mit dicken Gläsern, hinter denen ihre Augen wie zwei unruhige Kugeln aussahen. Sie war auf halbem Weg zwischen dreißig und vierzig Jahren, und in ihrer schlichten Frisur glänzte schon das eine oder andere graue Haar.

»Geht's zur Arbeit, ja?«

»Genau. Auf Wiedersehen, Senhor Silvestre.«

So war es jeden Morgen. Wenn Adriana das Haus verließ, stand der Schuster schon im Erdgeschoss am Fenster. Unmöglich, sich davonzustehlen, ohne die wirre Mähne zu sehen und ohne den unvermeidlichen Gruß zu hören und zu erwidern. Silvestre blickte ihr nach. So von weitem sah sie, seinen Worten zufolge, »wie ein schlecht zusammengebundener Sack« aus. Als Adriana die Straßenecke erreichte, drehte sie sich um und winkte zum zweiten Stock hinauf. Dann verschwand sie.

Silvestre legte den Schuh weg und reckte den Kopf aus dem Fenster. Er war kein Schnüffler, er mochte die Nachbarinnen aus dem zweiten Stock, nette Leute und

gute Kundinnen. Mit verzerrter Stimme, weil er den Hals drehte, grüßte er nach oben.

»Hallo, Fräulein Isaura! Wie sieht's aus heute?«

Aus dem zweiten Stock kam, durch die Entfernung gedämpft, die Antwort:

»Nicht so schlecht. Der Nebel ...«

Ob der Nebel die Schönheit des Morgens beeinträchtigte oder nicht, war nicht mehr zu erfahren. Isaura brach die Unterhaltung ab und schloss das Fenster. Sie hatte nichts gegen den Schuster, seine nachdenkliche und zugleich heitere Art, doch an diesem Morgen war ihr nicht nach einem Schwatz. Sie hatte eine Menge Hemden bis zum Wochenende fertig zu machen. Am Samstag musste sie die Hemden abliefern, ganz gleich was geschah. Ginge es nach ihr, würde sie den Roman zu Ende lesen. Es waren nur noch fünfzig Seiten, und sie war gerade in einem hochspannenden Kapitel. All die heimlichen Liebschaften, die unzählige Wendungen und Widrigkeiten überstanden, fesselten sie. Außerdem war der Roman gut geschrieben. Isaura hatte genug Erfahrung als Leserin, um das beurteilen zu können. Sie zögerte. Aber dann sah sie ein, dass sie nicht zögern durfte. Die Hemden warteten. Von drinnen hörte sie Stimmen – die Mutter und die Tante redeten. Was diese Frauen redeten! Was hatten sie den lieben langen Tag über zu sagen, was nicht schon tausendmal gesagt worden war?

Sie ging durch das Zimmer, in dem sie mit ihrer Schwester schlief. Der Roman lag am Kopfende. Sie warf

einen sehnsüchtigen Blick auf das Buch, ging aber weiter. Vor dem Kleiderschrank blieb sie stehen, der Spiegel zeigte sie von Kopf bis Fuß. Ihr Hauskittel schmiegte sich eng an ihren großen schmalen, aber geschmeidigen Körper. Mit den Fingerspitzen strich sie sich über die blassen Wangen, wo erste Falten feine, eher zu erahnende als sichtbare Furchen zogen. Sie seufzte dem Bild zu, das der Spiegel ihr zeigte, und wandte sich ab.

Die beiden alten Frauen in der Küche redeten immer noch. Sie sahen sich sehr ähnlich, beide vollkommen ergraut, braune Augen, die gleichen schwarzen, schlicht geschnittenen Kleider, und sie sprachen schnell und schrill, ohne Pausen, alles in derselben Tonlage:

»Ich sag es dir. Die Kohle besteht nur aus Erde. Wir müssen uns beim Kohlenhändler beschweren«, sagte die eine.

»Ist gut«, sagte die andere.

»Worum geht es?«, fragte Isaura, als sie die Küche betrat.

Die eine der beiden Frauen, die mit dem lebhafteren Blick und der aufrechteren Kopfhaltung, antwortete:

»Um die Kohle, es ist ein Elend. Wir müssen uns beschweren.«

»Ist gut, Tante Amélia.«

Tante Amélia war sozusagen die Wirtschafterin im Haus. Sie kochte, rechnete ab und verteilte die Portionen auf die Teller. Cândida, die Mutter von Isaura und Adriana, kümmerte sich um die Einrichtung, die Wäsche, die

gestickten Deckchen, die in großer Zahl die Möbel schmückten, und um die schmalen, hohen Vasen mit Papierblumen, die nur an Feiertagen durch echte Blumen ersetzt wurden. Cândida war die Ältere und wie Amélia verwitwet. Zwei Witwen, die das Alter ruhiger hatte werden lassen.

Isaura setzte sich an die Nähmaschine. Bevor sie mit der Arbeit begann, blickte sie auf den breiten Fluss, das andere Ufer war vom Nebel verdeckt. Als wäre es das Meer. Die Dächer und Schornsteine störten die Illusion, trotzdem, wenn man sich bemühte, sie zu ignorieren, formten sich die wenigen Kilometer Wasser zu einem Ozean. Linker Hand stieß ein hoher Fabrikschornstein Rauchwolken in den weißen Himmel.

Isaura liebte diese Momente, wenn sie den Blick und die Gedanken schweifen ließ, bevor sie den Kopf über die Nähmaschine beugte. Das Panorama war immer gleich, doch als monoton empfand sie es nur an den hartnäckig blauen und strahlend hellen Sommertagen, wenn alles klar und eindeutig war. Ein dunstiger Morgen wie dieser, mit feinem Nebel, der die Sicht jedoch nicht vollkommen behinderte, legte etwas von Unbestimmtheit und Traum über die Stadt. Isaura genoss das alles. Sie hatte noch länger Freude daran. Auf dem Fluss glitt eine Schaluppe vorbei, so sanft, als schwebte sie auf einer Wolke. Das rote Segel färbte sich durch den Nebelgazeschleier rosa. Plötzlich tauchte das Boot in eine dickere Wolke ein, die das Wasser leckte, und als es eigentlich wieder in Isauras

Blickfeld gelangen sollte, verschwand es hinter einer Hausfront.

Isaura seufzte. Es war der zweite Seufzer an diesem Morgen. Sie schüttelte den Kopf wie ein Schwimmer, der nach längerem Tauchen an die Oberfläche kommt, und die Nähmaschine ratterte los. Der Stoff glitt unter dem Nähfuß dahin, die Finger führten ihn so automatisch, als wären sie Teil des Mechanismus. Die vom Geratter leicht betäubte Isaura hatte das Gefühl, dass jemand zu ihr sprach. Sie hielt das Rad abrupt an, Stille kehrte ein. Sie drehte sich um.

»Was ist?«

Die Mutter sagte noch einmal:

»Findest du nicht, dass es etwas zu früh ist?«

»Zu früh? Wieso?«

»Das weißt du genau ... Der Nachbar ...«

»Aber was soll ich denn machen, Mutter? Was kann ich dafür, dass der Nachbar von unten nachts arbeitet und tagsüber schläft?«

»Du könntest wenigstens noch ein bisschen warten. Ich will keinen Ärger mit den Nachbarn.«

Isaura zuckte die Achseln. Sie trat wieder aufs Pedal und sagte mit erhobener Stimme über den Maschinenlärm hinweg:

»Und ich soll dann zum Geschäft gehen und sagen, dass sie warten müssen, ja?«

Cândida schüttelte langsam den Kopf. Sie war meist ratlos und unschlüssig, litt unter der Dominanz ihrer drei

Jahre jüngerer Schwester und unter dem schlechten Gewissen, ihren Töchtern auf der Tasche zu liegen. Ihr größter Wunsch war, niemanden zu stören und gar nicht wahrgenommen zu werden, konturenlos wie ein Schatten in der Dunkelheit. Sie wollte antworten, doch als sie Amélias Schritte hörte, verstummte sie und ging in die Küche zurück.

Unterdessen konzentrierte sich Isaura auf ihre Arbeit und verbreitete im ganzen Haus Lärm. Der Fußboden vibrierte. Ihre blassen Wangen wurden nach und nach rosiger, auf der Stirn bildete sich ein Schweißtropfen. Wieder spürte sie, dass jemand den Raum betrat, und verlangsamte ihr Tempo.

»Du musst nicht so schnell arbeiten. Davon wirst du nur müde.«

Tante Amélia sagte nie ein Wort zu viel. Nur das Notwendige und Unerlässliche. Aber das sagte sie so, dass jeder die Knappheit zu schätzen wusste. Es war, als entstünden die Wörter in ihrem Mund im selben Augenblick, in dem sie ausgesprochen wurden – noch voller Bedeutung und Sinn, ganz unverbraucht. Deshalb wirkten sie gebieterisch und überzeugend. Isaura drosselte ihr Tempo.

Kurz darauf klingelte es an der Tür. Cândida ging öffnen, kam nach ein paar Augenblicken ängstlich und betreten zurück und murmelte:

»Hab ich's nicht gesagt? ...«

Amélia blickte auf.

»Was ist?«

»Die Nachbarin von unten kommt sich beschweren. Der Lärm ... Geh du hin ...«

Ihre Schwester ließ das Geschirr stehen, das sie gerade abspülte, wischte sich die Hände an einem Tuch trocken und ging zur Tür. Auf dem Treppenabsatz stand die Nachbarin.

»Guten Tag, Dona Justina. Was kann ich für Sie tun?«

Amélia war jederzeit und in jeder Situation die Höflichkeit in Person. Doch wenn sie besonders höflich wurde, wirkte sie eiskalt. Ihre winzigen Pupillen gruben sich in das Gesicht ihres Gegenübers und erzeugten ein Gefühl von Unbehagen und Verlegenheit, dem man sich kaum entziehen konnte.

Die Nachbarin hatte sich mit Amélias Schwester freundlich unterhalten und hatte ihr Anliegen schon fast vorgebracht. Nun hatte sie ein weniger schüchternes Gesicht und einen direkteren Blick vor sich. Sie stammelte:

»Guten Tag, Dona Amélia. Mein Mann ... Er arbeitet die ganze Nacht bei der Zeitung, wie Sie wissen, und kann sich erst morgens zum Schlafen hinlegen ... Er wird immer böse, wenn man ihn weckt, und ich muss mir das dann anhören. Wenn Sie mit der Nähmaschine etwas weniger Lärm machen würden, wäre ich dankbar ...«

»Ich weiß ja. Aber meine Nichte muss arbeiten.«

»Das verstehe ich. Mir selbst macht das nichts aus, aber Sie wissen doch, wie die Männer sind ...«

»Ja, ja. Und ich weiß auch, dass Ihr Mann sich nicht viel um den Schlaf der Nachbarn schert, wenn er mitten in der Nacht nach Hause kommt.«

»Was soll ich tun? Ich habe es aufgegeben, ihm beizubringen, dass er die Treppe ordentlich hinaufgeht.«

Justinas langes, verhärmtes Gesicht wurde lebhaft. In ihren Augen glomm ein kleines, bösertiges Licht auf.

Amélia beendete das Gespräch:

»Wir warten noch ein bisschen. Machen Sie sich keine Sorgen.«

»Vielen Dank, Dona Amélia.«

Amélia murmelte ein kurzes »Sie gestatten!« und schloss die Tür. Justina ging die Treppe hinunter. Sie trug Trauerkleidung, und mit ihrer hochgewachsenen, düsteren Gestalt, das schwarze Haar durch einen breiten Scheitel geteilt, wirkte sie wie eine schlecht proportionierte Gliederpuppe, für eine Frau zu groß und ohne jeden Anflug von weiblichem Liebreiz. Nur ihre schwarzen Augen, tief in den gequälten Augenhöhlen einer Diabetikerin, waren paradoxerweise schön, aber so schwermütig und ernst, dass man keine Anmut darin fand.

Auf ihrem Treppenabsatz angelangt, blieb sie vor der Tür gegenüber ihrer eigenen stehen und hielt das Ohr daran. Von drinnen drang kein einziges Geräusch. Verächtlich verzog sie das Gesicht und wandte sich ab. Als sie ihre Wohnung betreten wollte, hörte sie, dass im Stockwerk über ihr eine Tür geöffnet wurde, und gleich darauf

ertönten Stimmen. Sie rückte die Fußmatte zurecht, um einen Vorwand zu haben, nicht hineinzugehen.

Von oben kam ein lebhafter Dialog.

»Zur Arbeit gehen, das ist es, was sie nicht will!«, sagte eine weibliche Stimme in scharfem Ton.

»Egal, was es ist. Man muss auf das Mädchen aufpassen. Sie ist in einem gefährlichen Alter«, antwortete eine Männerstimme. »Man weiß nie, was dabei herauskommt.«

»In gefährlichem Alter, wieso das denn? Du bist unverbesserlich. Mit neunzehn in einem gefährlichen Alter? Also wirklich ...«

Justina hielt es für besser, die Fußmatte kräftig zu schütteln, um sich bemerkbar zu machen. Die Unterhaltung oben brach ab. Der Mann kam die Treppe herunter und sagte noch:

»Zwing sie nicht, zu gehen. Wenn es etwas Neues gibt, ruf mich im Büro an. Wiedersehen.«

»Wiedersehen, Anselmo.«

Justina grüßte den Nachbarn mit einem Lächeln, doch ohne Freundlichkeit. Anselmo ging an ihr vorbei, hob die Hand zu einer förmlichen Berührung der Hutkrempe und äußerte mit wohlklingender Stimme einen höflichen Gruß. Als er auf die Straße trat, fiel die Haustür eindrucksvoll ins Schloss. Justina grüßte nach oben.

»Guten Morgen, Dona Rosália.«

»Guten Morgen, Dona Justina.«

»Was hat denn Ihre Claudia? Ist sie krank?«

»Woher wissen Sie das?«

»Ich war gerade dabei, die Fußmatte auszuklopfen, und habe Ihren Mann gehört. Es klang mir danach ...«

»Das ist nur Theater. Mein Anselmo hält es nicht aus, wenn seine Tochter jammert. Sein armer Liebling ... Sie behauptet, sie hat Kopfschmerzen. Faulheit, das ist es. Ihre Kopfschmerzen sind so schlimm, dass sie schon wieder schläft!«

»Man weiß nie, Dona Rosália. So war es auch, als ich meine Tochter verloren habe, Gott hab sie selig. Nein, nein, es ist nichts, hieß es immer, und dann hat die Meningitis sie dahingerafft ...« Sie zog ein Taschentuch heraus und schnäuzte sich kräftig. Dann sprach sie weiter: »Die Ärmste ... Mit acht Jahren ... Unvergessen ... Zwei Jahre ist es jetzt fast her, erinnern Sie sich, Dona Rosália?«

Rosália erinnerte sich und trocknete sich eine Anstandsträne ab. Auf das scheinbare Mitgefühl der Nachbarin gestützt, wollte Justina weitersprechen, längst bekannte Einzelheiten ausbreiten, aber da unterbrach sie eine heisere Stimme.

»Justina!«

Justinas blasses Gesicht erstarrte. Sie redete weiter, bis die Stimme lauter und heftiger wurde.

»Justina!!!«

»Was ist?«, fragte sie.

»Würdest du bitte reinkommen. Ich will kein Gerede im Treppenhaus. Wenn du das Arbeiten so satthättest wie ich, dann würde dir das Schnattern vergehen!«

Justina zuckte gleichgültig die Achseln und redete weiter. Doch Rosália, von der Szene peinlich berührt, verabschiedete sich. Justina ging in ihre Wohnung. Rosália kam ein paar Stufen herunter und horchte. Durch die Tür drangen schroffe Worte. Dann plötzlich Stille.

So war es immer. Man hörte den Mann schimpfen, dann sagte die Frau ein paar Worte, die man nicht verstehen konnte, und der Mann schwieg. Rosália fand das sehr merkwürdig. Justinas Mann galt als Flegel, mit seinem aufgeschwemmten Körper und seinen groben Manieren. Er war noch keine vierzig, wirkte aber älter wegen des schlaffen Gesichts, den vorstehenden Augen und der immer hängenden feuchtglänzenden Unterlippe. Niemand verstand, warum zwei so unterschiedliche Menschen geheiratet hatten. Tatsächlich konnte sich niemand erinnern, sie jemals zusammen auf der Straße gesehen zu haben. Und es konnte auch niemand verstehen, wie zwei Menschen, die wahrhaft nicht schön waren, eine so entzückende Tochter wie die kleine Matilde hatten bekommen können. Man sollte meinen, die Natur habe sich geirrt und ihren Irrtum, nachdem sie ihn erkannt hatte, damit wettgemacht, dass sie das Kind verschwinden ließ.

Jedenfalls war es so, dass der brutale und schroffe Caetano Cunha, Setzer beim *Diário do Dia*, der vor Fett, Neuigkeiten und schlechtem Benehmen strotzte, nach drei aggressiven Beschimpfungen schon auf ein Gemurmel seiner schwächlichen, diabetischen Frau Justina hin verstummte.